Zeitschrift: Beiträge zur nordischen Philologie

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Skandinavische Studien

Band: 18 (1989)

Artikel: Andreas Heusler an Wilhelm Ranisch : Briefe aus den Jahren 1890-1940

Autor: Bandle, Oskar / Düwel, Klaus / Beck, Heinrich

Kapitel: Andreas Heusler und die Erforschung des germanischen Altertums

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-858350

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

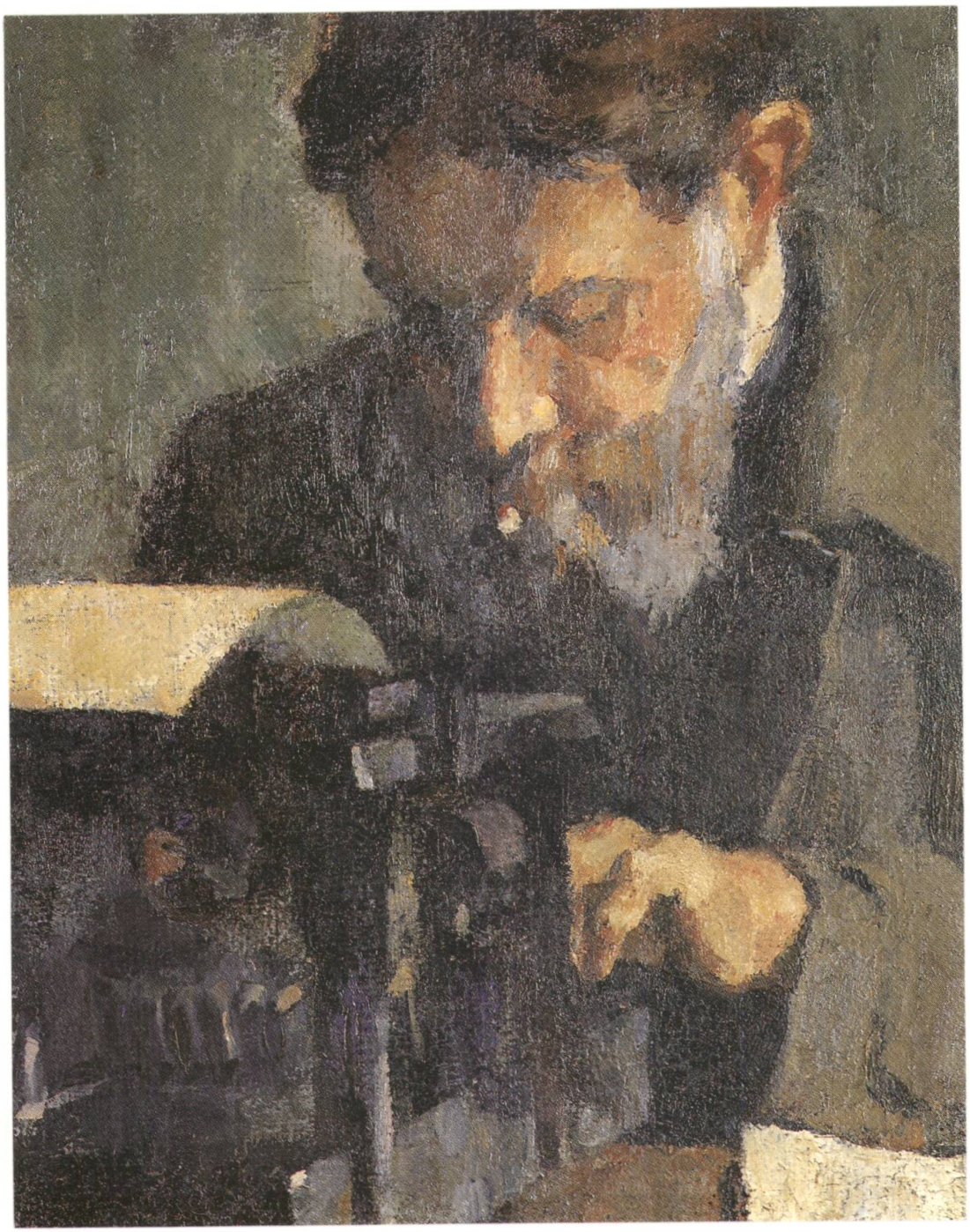
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Andreas Heusler, 1920. Gemälde von H. La Roche. Im Besitz der Universitätsbibliothek Basel.

HEINRICH BECK

Andreas Heusler und die Erforschung des germanischen Altertums

Andreas Heusler, am 10. August 1865 als einziger Sohn des Professors, Richters und Politikers Andreas Heusler in Basel geboren, begann in Berlin, an der berühmtesten Universität des damaligen deutschen Reiches, seine akademische Laufbahn. Nach der Habilitation (1890) folgte er 1894 seinem Lehrer, dem Dänen Julius Hoffory, auf das Extraordinariat, wurde 1907 zum Mitglied der preußischen Akademie gewählt, 1914 zum Ordinarius ernannt. Den bereits lange gehegten Plan, sich aus den akademischen Ämtern mit ihren vielfältigen Verpflichtungen zurückzuziehen, verwirklichte Heusler 1919, da er in seine Heimatstadt zurückkehrte und in Arlesheim bei Basel ein bescheidenes eigenes Häuschen baute. Die Angliederung an die Basler Philologenfakultät gab ihm Gelegenheit, mit der studierenden Jugend in Fühlung zu bleiben, ließ andererseits den Freiraum, dessen er zur Verwirklichung seiner wissenschaftlichen Pläne bedurfte. Am 28. Februar 1940 verstarb Andreas Heusler in Basel im Alter von 74 Jahren.

Der Versuch, einige Grundlinien seiner wissenschaftlichen Arbeit aufzuzeigen, richtet sich zunächst und vornehmlich an das Werk selbst, das der Basler Gelehrte hinterlassen hat. Es ist bibliographisch fast lückenlos im *Jahrbuch der Preußischen Akademie* von 1941 erfaßt und in der von Helga Reuschel herausgegebenen Sammlung der *Kleinen Schriften* aufgenommen – (1943 – Wiederabdruck 1969) –, die Zeit von 1887 bis 1941 mit insgesamt 450 Nummern umfassend. Die meisten Werke Heuslers sind nach 1945 nachgedruckt worden und auch heute noch mühelos greifbar. Nachdem H. Reuschel bereits 1943 eine vom Autor selbst getroffene Auswahl kleinerer Schriften wieder abgedruckt hatte, besorgte St. Sonderegger 1969 einen 2. Band *Kleine Schriften*. Angesichts einer solchen Präsenz, die nur äußerer Beleg für eine anhaltende Gültigkeit des Heuslerschen Gedankengutes ist, mag die Frage nach den Grundlinien verwundern. Erübrigt sich durch eine solche Präsenz nicht eine derartige Frage – und stehen Gültigkeit und Kenntnis des Werkes nicht in einem direkten Zusammenhang? Zweifellos ist Heusler zur Kenntnis genommen worden, ohne Frage gilt aber auch, daß die wissenschaftsgeschichtliche Reflexion (die ja auch eine hermeneutische ist) erst mit einem gewissen Abstand einsetzt und dieser Abstand wächst mit dem Grad der Gültigkeit, den ein Werk erreichen kann. So führt zwar die kritische Auseinandersetzung weit zurück. Es sind aber jeweils Teilbereiche des Heuslerschen Gedankengebäudes, die kritisch erörtert wurden – seine Auffassung von der Religiosität der Germanen etwa, sein Modell der Heldensagen-Genese, seine Stoffgeschichte des Nibelungenliedes, seine Sicht des germanischen Rhythmenstiles usw. Zu wenig beachtet und erkannt wurde dabei aber in der Nahperspektive, daß Heuslers Anschauungen in einem lebenslangen Schaffensprozeß zu einem Ganzen zusammenwuchsen, das kaum durch Teilkritik zu verbessern oder gar zu erschüttern ist. In seiner gegenseitigen Abstimmung, in seiner inneren Stimmigkeit ist dieses Werk von einem ästhetischen Reiz und einer intellektuellen

Geschlossenheit, die der Einzelkritik weitgehend widersteht. Die Erneuerung wird nur in dem Maße gelingen, in dem Struktur und Fundament des Gebäudes erkannt und beurteilbar werden. Die Achtung vor der Leistung dieses Gelehrten wird dabei nicht geringer werden. Seine Auffassung vom germanischen Altertum wird ein Modell bleiben, das seinen Wert behalten wird, auch wenn die zeitgeschichtliche Einbindung in die Gedankenwelt der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts heute deutlicher zutage tritt.

Eine wissenschaftsgeschichtliche Würdigung wird neben den objektiven Quellen (den Publikationen also) auch die subjektiven einbeziehen: Äußerungen, die nach der Intention des Autors nicht für eine breitere Öffentlichkeit bestimmt waren. Heusler rechnete seine Briefe ausgesprochenermaßen zu dieser subjektiven Gattung. Am 1. April 1917 schreibt er an Ranisch, er müsse lachen über das Anerbieten, die Briefe dereinst an die «Beschreiber» kommen zu lassen.

> Heute schreiben wir wohl unsre Briefe nicht mehr in dém Sinne für Mit- und Nachwelt, wie die Gebrüder und andre Leute. Der arge Impressionismus hat uns gepackt; wir wollen für des Augenblickes Nu leben und sterben. Und dies darf man sagen: die Episteln der alten Herren kommen uns doch allesamt, auch die Weimar-Jenaischen nicht ausgenommen, recht schulstubenhaft vor; uns fehlt daran das neckische Leben – der Humor. Es ist eben immer die Tintenfassstimmung wie bei einer Abhandlung.

Konsequenterweise hat denn auch Heusler die ihm zugegangenen Briefe der engsten Freunde (neben W. Ranisch ist vor allem M. Braun zu nennen) vernichtet (in diesem Verhalten seinem Basler Landsmann und Lehrer Jacob Burckhardt gleich). Ob Ranisch wirklich daran dachte, die Briefe des Freundes der Nachwelt zugänglich zu machen, muß eine Frage bleiben. Jedenfalls sammelte er gewissenhaft diese Korrespondenz, legte ein Verzeichnis der eingegangenen Briefe und Karten an und versah diese Daten teilweise auch mit regestenhaften Bemerkungen (auch Heusler schreibt am 26. 2. 1933, er habe die Ranisch-Briefe «schön geordnet, mit wenig Lücken, seit Herbst 1904»). Den «impressionistischen» Charakter wird man den Briefen nicht absprechen wollen. Darin liegt gerade ein Reiz dieser Sammlung. Mit ihrer Augenblicksbezogenheit wächst der zeitgeschichtliche Wert und die dokumentarische Gültigkeit. Der impressionistische Charakter widerspricht aber auch nicht einem Anliegen, das die Herausgeber mit diesen Briefen verfolgen: die wissenschaftsgeschichtliche Situation eines halben Jahrhunderts aus der Sicht eines maßgebenden Gestalters eben dieser Wissenschaft zu verdeutlichen. Nicht unterdrückt werden soll dabei der «persönliche» Heusler. Die biographischen Voraussetzungen sind ein Bestandteil und eine Voraussetzung des Werkes – und gerade die Briefe offenbaren dies mit Deutlichkeit. Bereits im Basler Elternhaus ist die künstlerische und wissenschaftliche Sensibilität, die Naturverbundenheit, das politisch-staatliche Bewußtsein angelegt, drei wesentliche Kennzeichen der Heuslerschen Persönlichkeit.

> Von den Bildungserlebnissen meiner Jugend fiel das meiste in den Bereich der Musik, der Religion und der Freundschaft,

schreibt er im Lebenslauf.

Wenn er die Hingabe an die Musik als Abkehr von seiner Wissenschaft empfand (und darüber auch ein schlechtes Gewissen bekundet), so geht ein anderer Zug seiner künstlerischen Begabung ganz in sein wissenschaftliches Werk ein: die Fähigkeit zum sprachlichen Formen. Diese Richtung seiner Begabung und Interessen ordnet er gar der wissenschaftlichen Neigung vor:

> Meine innerste Veranlagung ist nicht die des Forschens! Die kausalen Fragen fesseln mich nicht genug. Ich bin zu einseitig auf das Anschauen und das sprachlich reine Formen aus,

schreibt er in einem Brief vom 18. Juli 1915. Die Beschäftigung mit den isländischen Sagas kam ihm dabei entgegen, ein «gewachsenes, frisches, sinnliches Deutsch» als den ihm gemäßen Ausdruck zu pflegen und zu entwickeln. Die Sprache Hegels empfindet er als Gegenposition –

> ‹Hegel› ist mir ein kollektiver Begriff: alles was abstrakt, unanschaulich, unsinnlich, kurz unpoetisch ist (23. Juni 1916).

Immer wieder wird die Sagasprache gepriesen als ein Vorbild für ein kräftiges, anschauliches, lebensvolles Deutsch. Auf die Höhe seiner sprachlichen Formkunst gelangte Heusler in seiner Arlesheimer Zeit, da seine Sprache «noch erdhafter, knorriger» wurde als in den Berliner Jahren. Es ist die glückliche Verbindung gedanklicher Klarheit und sprachlicher Form, die als wesentliche Bedingungen des Heuslerschen wissenschaftlichen Werkes und seiner Nachwirkung gelten darf.

Die «Naturschwärmerei» der Jugend wandelt sich im Laufe seines Lebens zu einer andächtigen Naturliebe. Nachdem er der Großstadt entflohen war, wird die engere Arlesheimer und die weitere Schweizer Landschaft ein Erlebnisraum, den er beglückt mit Verwandten, Freunden und Kollegen teilt. Keine größere Ehre konnte dem Besucher des Hauses Thule widerfahren, als zusammen mit seinem Besitzer auf den Gempenstollen zu steigen. Heusler verstand das als eine Freundschaftserklärung, die der sonst auf Distanz bedachte Mann gerne dem willkommenen Besucher bot.

In der politisch-kleinstaatlichen Herkunft könnte wohl auch ein weiterer Wesenszug gründen, der die Persönlichkeit A. Heuslers bestimmte: sein politisch-bürgerliches Denken. Er, der über 30 Jahre seines Lebens in Berlin verbracht hatte, fühlte sich doch immer geprägt durch seine Schweizer Herkunft. Und dies bedeutet für ihn: bäuerliche Wurzel, treue und ehrliche Gesinnung, Naturverbundenheit.

Sein Begriff des «Deutschen» war nicht identisch mit dem des «Reichsdeutschen». Dem Lob des Nationalismus durch den Freund begegnete er mit dem Vorwurf, er, der Nationalismus schädige den «feineren Wahrheitssinn». In einem Brief vom 1. April 1917 sagt er:

> ich kann nicht leugnen, die nationale Selbstzufriedenheit hat für mich den Beigeschmack des Spiesserhaften, Bierbank-Kleinbürgerhaften.

Die Vaterlandsliebe in der Form der Kritik, wie sie etwa der Basler Professor Friedrich Nietzsche übte, findet er nützlicher –

> denn Gott bessers, wir háben nun einmal sehr viel nachzuholen; die wichtigsten Dinge, die Erziehung der freien, feinen Persönlichkeit, dies ist über unsern andern Sorgen gar sehr in den Hintergrund getreten. Was die «Klassiker» in dieser Richtung anbahnten, ist gleich wieder abgeschnitten worden durch das politische und nationalistische 19. Jahrhundert (1. April 1917).

Hat ihm hier die Herkunft einen freieren Blick bewahrt, so hat vielleicht auch die Verwurzelung in der kleinstaatlichen Ordnung die Reserve genährt, die er gegenüber der modernen Institution des Staates hegte. Eine Neigung gegenüber dem vorstaatlichen Zustand bestimmt sein Denken. Ihm ordnet er ein Menschenbild, ein Ethos zu, das frei ist von den Zwängen des «Polizeistaates». Die Erziehung zur «freien, feinen Persönlichkeit», für ihn ein hohes Ziel, schien ihm offensichtlich aus seiner Basler Perspektive in den modernen Großstaaten schwer realisierbar zu sein. Die Flucht unter Nietzsches Führung in eine altgermanische Idealität formuliert er gerade in seinen Basler Tagen. Zweifellos begegnen und verschränken sich hier wissenschaftliche Positionen und persönlich-zeitgeschichtliche Erfahrungen und Voraussetzungen: die zeittypische Verachtung der Republik und die erwartungsvolle Bejahung des nationalsozialistischen Deutschland, der antiromanische Affekt und der nicht nur latente Antisemitismus. Irrungen, die den heutigen Leser betroffen machen – nicht deswegen, weil Heusler manifestes Unrecht nicht deutlich verurteilt hätte! Nicht erkannt hat er aber, welche Ernte einer Saat folgen würde, die er auch kräftig ausgestreut hat und für die er auch Verantwortung trägt.

In der wissenschaftlichen Entwicklung Heuslers lassen sich – vereinfachend – eine formbetonte frühe Phase und eine spätere inhaltbezogene Phase unterscheiden. Zunächst standen also Formprobleme im Vordergrund: die frühen Schriften zur Verskunst, die bedeutende Arbeit zum «Dialog in der altgermanischen erzählenden Dichtung» (1902), die Untersuchungen zur Formenkunde altgermanischer Dichtung. Rechnet man die Dialogarbeit (aus der so wichtige gattungsspezifische Unterscheidungen wie Ereignisgedicht und Situationsgedicht, einseitiges und zweiseitiges Lied hervorgingen) auf die Seite der dichterischen Formenkunde, so treten Metrik und Formenlehre als zwei zentrale Bereiche in den Vordergrund. Was Heusler hier mit ästhetischer Sensibilität und ordnender Hand aufgebaut hat, ist etwas Neues. Die Innovation wird in ihrer Tragweite deutlich, wenn der Heuslerschen Metrik die Sieversche entgegengehalten wird, der dichterischen Formenlehre, die Heusler nach der *Lied und Epos*-Untersuchung (1905) im Beitrag «Dichtung» zum *Reallexikon der Germanischen Altertumskunde* (Band 1, 1911 – 13) voll entfaltete, das Konzept des *Grundrisses der germanischen Philologie* (in 2. Auflage 1900 – 1909) zur Seite gestellt wird. Was der *Grundriß* als Summe germanistischer Forschung und Erkenntnis formulierte, war zum Zeitpunkt des Erscheinens dieses Werkes auf den genannten Gebieten bereits überholt – zumindest in dem Sinne, daß die nachfolgende Zeit und ihre Diskussion mehr von Heusler als vom *Grundriß* bestimmt war.

Worin bestand nun das Neue, das Heusler mit seiner Sicht der altgermanischen Form brachte?

Auf dem Gebiet der Metrik beherrschten Eduard Sievers und seine Anhänger das Feld. Sievers' Lehre gipfelte in den zwei Annahmen: 1) der altgermanische Vers ist ein ametrischer Sprechvers 2) den altgermanischen Vers prägt eine feste, innewohnende Sprechmelodie. Dem ametrischen Sprechvers setzte Heusler entgegen: Verse sind taktierte, takthaltige Rede. War für Sievers die Zahl, die Silbenzahl das ordnende Versmaß, so lag für Heusler die wahre Einheit einer Versart in einem metrischen Grundmaß. Eine irrationale Zeitmessung, taktfreie Rhythmen dort, meßbare Zeitwerte, takthaltige Rhythmen hier. Die Kritik traf den frühen Sievers – und insbesondere die Anhänger, die rückständig auf dem älteren Standpunkt verharrten: Finnur Jónsson, Hugo Gering, B. Symons, R.C. Boer, die «Silbenzählungsparalytiker», wie sie Heusler nannte. Den Wert der Sieversschen Arbeiten erkennt Heusler in ihren Grenzen durchaus an:

> die genaue sprachliche Zergliederung großer Versmassen, die planvolle Statistik der Silbengruppen, war auf germ. Boden etwas Neues und hat auch andere Versgebiete befruchtet. Dank diesem Verfahren hat Sievers eine Menge prosodischer Tatsachen entdeckt. Man wußte nun, welche Silbengruppen im Verse häufig oder selten oder gemieden sind. Die Schriften, die Tausende von Zeilen in Fächer ordnen, haben auch denen gedient, die andre Wege gingen; sie werden ihren Nutzen behalten. Grammatik und Textkritik hatten reichen Gewinn; das Herstellen verderbter Verse bekam feste Handhaben – daran können die Auswüchse der Eddakritik nicht beirren. Auch Verfasser- und Einheitsfragen ließen sich mit dem statistischen Rüstzeug angreifen.
>
> Die Art, wie die Typenlehre sprachliche Tatsachen gruppiert und benennt, hat den Vorzug praktischer Handlichkeit, und man versteht, daß viele die Bedürfnisse der Statistik und Textkritik befriedigt fanden. In der Tat galt den meisten Anhängern die Lehre als ein vollendetes Werkzeug, das man anwenden, nicht verbessern könne. Die fünf Typen mit ihrem Drum und Dran waren ihnen kanonisch und blieben es, nachdem der Begründer davon abgerückt war.
>
> Es ist klar, Widerspruch trifft nicht Zahlen und Tatsachen, sondern ihre Auslegung[1].

Kein Verständnis zeigte Heusler jedoch gegenüber der zweiten Sieversschen Annahme – der Sprechmelodie als einer dem Vers inhärenten Eigenschaft. Diesem Konzept (das als «Schallanalyse» bis heute keine oder doch nur umstrittene wissenschaftliche Anerkennung gefunden hat) erteilt Heusler eine klare Absage: im Gegensatz zum Versmaß gehört die Sprechmelodie nicht zur «Form», die der Dichter gesetzt hat und deren Antastung das Kunstwerk gefährden würde.

War für die beiden metrischen Theorien der Ausgangspunkt entscheidend (Sievers kam von den silbenzählenden Skalden, Heusler von der west- und nordgermanischen Lied- und Epenkunst), so galt auch für die dichterische Formenlehre, daß unterschiedliche Sichtweisen altgermanischer Dichtungsformen von verschiedenen Ausgangssituationen her entwickelt wurden. Im

[1] ANDREAS HEUSLER, *Deutsche Versgeschichte. Mit Einschluß des altenglischen und altnordischen Stabreimverses,* Bd. I, Berlin ²1956, § 170, S. 128f.

Grundriß der Germanischen Philologie war es Rudolf Kögel, der im Rahmen der althoch- und altniederdeutschen Literatur ein Bild der vorliterarischen Epoche zeichnete. Die Spärlichkeit der altgermanischen Dichtungsquellen und -zeugnisse in diesem Sprachbereich bringt es mit sich, daß der Versuch viele Fragezeichen setzen mußte. Ganz anders Heusler. Als Skandinavist geht er von der reichen altgermanischen Literatur des mittelalterlichen Nordens aus und projiziert dessen literarische Formenwelt in die vorliterarische Epoche zurück – und kann sich dabei stets rühmen, mit belegbaren Formen zu arbeiten und Spekulationen und Hypothesen in Grenzen zu halten.

In das erste Jahrzehnt dieses Jahrhunderts fällt die Ausarbeitung dreier Grundgedanken Heuslers – alle orientiert an der Frage nach der Form altgermanischer Dichtung. Die Entwicklung von älterer zu jüngerer Dichtform, vom Lied zum Epos, bringt er auf die Formel: Anschwellung. Das heißt: die epische Breite resultiert nicht aus einer Summierung von Liedinhalten, die in zyklischer Weise Ausschnitte aus einer Sage böten. Vielmehr gilt: Die Sage (als Ganzes) deckt sich mit dem Liedinhalt. Fabel = Liedinhalt = Sage sind identische Größen, das Lied steht am Anfang und die Anschwellung zur epischen Breite gleicht einer Mastkur, die an einem (schon vorhandenen) Skelett ansetzt. Die Mittel dafür sind vorwiegend stilistischer Art. Die Darstellungsart (nicht der Fabelgrundriß) erfährt eine grundsätzliche Wandlung von liedhafter Gedrungenheit zu erzählerischer Breite (nach dem Vorgange geistlicher und höfischer Epik).

Das Lied als vornehmste und älteste der höheren Dichtformen altgermanischer Kunst rückt in den Mittelpunkt des Heuslerschen Interesses. Bereits in seiner Dialog-Abhandlung von 1902 entwickelt er eine Liedtypologie, die in ihrer an den Quellen orientierten beschreibenden Art sich als so tragfähig erwies, daß sie bis heute ihre Gültigkeit nicht verlor. Bereits in diesem frühen Aufsatz erklärt er das Lied zur eigentlichen Kunstform altgermanischer Dichtung – in völliger Abkehr von Anschauungen der Zeit, die neben die erzählenden epischen Lieder in vollständig durchgeführter strophischer Form die «gemischte Form» stellten, in der die Prosa ein notwendiges und ursprüngliches Glied der Dichtung bildete. Nach Heusler vertritt die gemischte Form nichts anderes als den Typus des einseitigen dialogischen Liedes, das in durchdachter Beschreibung und Vereinheitlichung der künstlerischen Ausdrucksmittel seinen Stoff auf lauter dramatische Bilder einrichtet und eingestreute Prosasätze allenfalls dazu verwendet, Veränderungen des Schauplatzes und «allfällige weitere äußere Vorgänge» zum Ausdruck zu bringen. Zweiseitiges (epischen Bericht und dialogische Rede verbindendes) Lied und einseitiges Lied sind unterschiedlichen Alters. Das einseitige Lied stellt eine jüngere, minder primitive Entwicklungsstufe dar – auch wenn die Eddalieder dieses Typs (wie *Skírnismál*) zu den ältesten gehören könnten. Für das Westgermanische ist diese Stilform jedenfalls unbeweisbar. Zu der fundamentalen Unterscheidung von einseitigem und zweiseitigem Ereignislied (als den zwei Typen des Ereignisliedes) trat eine weitere Unterscheidung: die von Ereignislied und Situationslied. Auch hier ist es die Rede, die das Unterscheidungskriterium liefert: handelnde Rede auf der einen Seite, beschauliche auf der anderen. Jene

schiebt die epische Fabel vorwärts, ist selbst ein Stück Aktion. Die andere blickt erzählend zurück, weissagt, stellt Betrachtungen an: sie hält die Fabel auf.

Die hier kurz skizzierten formorientierten Arbeiten ermöglichen es Heusler, im Jahre 1909 einen ganz neuen Entwurf altgermanischer Dichtung zu wagen. Äußerer Anlaß war der Auftrag, für das *Reallexikon der Germanischen Altertumskunde* den Artikel «Dichtung» zu verfassen. Auch dieser frühe Entwurf erwies sich als so treffend, daß er die Grundlage für die Gesamtdarstellung *Altgermanische Dichtung* von 1923 (und 1941) abgeben konnte – und für die folgende Zeit geradezu kanonische Geltung zu erringen vermochte. Heusler rechnet mit folgenden altgermanischen Gattungen

A. Zaubersprüche
B. Rituale, liturgische Dichtung
C. Gnomische Dichtung
D. Merkverse
E. Gesellschaftliche Lyrik
F. Kunstmäßige Einzellyrik
G. Episches Lied.

Die grundlegende Neuerung erscheint unter den Punkten F und G, den höheren Liedformen, deren «Schaffung und Vortrag wenn nicht den berufsmäßigen Dichter, so doch eine außeralltägliche Begabung» erheischen. Unter F begreift Heusler das Preislied (Zeitgedicht) und das Klagelied (Elegie), unter G (in zeitlicher Abfolge) das doppelseitige Heldenlied, das epische Götterlied, das einseitige Ereignislied und das heroische Situationslied. Diese Systematik war an der altnordischen Überlieferung orientiert – und auf die Quellennähe legt Heusler Wert:

> darauf möcht ich grade Gewicht legen und darin glaub ich einen gewissen Fortschritt über die Frühern zu bilden, dass ich die Gattungen in tunlicher Fühlung mit dem Vorhandenen ansetze: meine sämtlichen Unterabteilungen [...] werden durch vorhandene Denkmäler leibhaft bezeugt und veranschaulicht; und wo es Not tut, bei den Merkversen, Preisliedern und epischen Liedern, stelle ich auch gleich eine trockene, quasi zoologische Definition nach den belegten Werken an die Spitze, dass man nicht im Nebel tappe. Wenn Wackernagel – Kögel – Brandl zu pfadlos in dem bloss Bezeugten herumpaddelten, sind sie freilich zu entschuldigen; denn erst die Zuziehung der ungleich reichsten Litteratur, der nordischen, ermöglicht jenes andere Verfahren. (26. 11. 1909)

Welchen Grad an Selbständigkeit und Neuartigkeit die Heuslersche Konzeption beinhaltete, zeigt wieder ein Blick auf den *Grundriß*. Dort hatte Rudolf Kögel an vorliterarischen Gattungen Ballade und Rhapsodie gegenübergesetzt, jene strophisch (und in reiner Form mit durchgängigem Vers, in gemischter Form in Verbindung mit Prosa), diese unstrophisch (stichisch). In Heuslers Sicht bedeutete dies, nebensächliche Unterschiede zu Hauptfaktoren aufzubauschen (5.11. 1909). Der eigentliche Unterschied ist vielmehr der zwischen Zeilenstil und Hakenstil. Das älteste germanische Heldenlied folgte dem Zeilenstil – d.h. die Langzeilengrenze war auch die syntaktische Grenze. Das unstrophische Heldenlied repräsentiert also den ursprünglichen Zustand und

ist keineswegs dem Einfluß des Epos zuzuschreiben. Die Innovation im Westgermanischen lag im Hakenstil und nicht in der Abschaffung der Strophe.

Noch bedeutsamer war freilich die Unterscheidung von «Kunstmäßiger Einzellyrik» und «Epischem Lied», d.h. im wesentlichen die Gegenüberstellung von Preislied (Zeitgedicht) und Heldenlied (wenn von den späteren nordischen Sonderformen abgesehen wird). Sie stellen also nach Heusler die 2 großen Gattungen im Bereich der Liedkunst der vorliterarischen Zeit dar und ihnen ist alles zu subsumieren, was an Quellen und Zeugnissen zur höheren Dichtkunst überliefert ist. Besonders den Begriff Preislied mußte Heusler aufwerten und weit nehmen (bei R. Kögel geht er völlig in einer Aufzählung alter Gattungen unter). Die gewichtige Tatsache der skaldischen Preispoesie als einer einheitlichen Gattung veranlaßte ihn ein «weitausladendes Becken» aufzustellen, das einesteils recht Lyrisches, andernteils recht trocken Sachliches, auch Halbepisches zusammenzufassen erlaubte. Das Preislied war also vor und neben dem Heldenlied die vornehmste Gattung.

> Wás wir für die ältern Jahre notwendig voraussetzen müssen an erzählender Dichtung, dafür bot einerseits das (nach dem Lyrischen vergierende) Zeitgedicht, anders, das nach dem Lehrhaften neigende Merkgedicht ausreichenden Rahmen. Das Neue war alsdann die organisierte Erzählung, die gebaute epische Fabel, wodurch sich jédes unsrer Heldenlieder von jenen ältern Gattungen so fühlbar unterscheidet. (26. 11. 1909)

Die formorientierte Forschung ist nur eine Seite des Heuslerschen Wirkens. Mehr und mehr beschäftigte ihn daneben Inhaltliches: die Bedeutung der Form, Dichtung als seelisches Zeugnis. Bereits in seiner Antrittsrede vor der Preußischen Akademie der Wissenschaften (1908) sagte er, seine Lebensarbeit habe er der Erforschung des germanischen Altertums gewidmet – germanisches Altertum sei aber jene – zumal in sprachlichen Schöpfungen – sich bezeugende Gesittung der Germanen, die vorausliegt der Bekehrung, der Schreibezeit, dem Städte- und dem Lehnswesen. Gesittung wird hier also in den Mittelpunkt der Wissenschaft vom germanischen Altertum gerückt, dem Fach (das weder zu Heuslers Zeiten noch danach zu universitärer Selbständigkeit gelangte) damit eine Ordnung gegeben, die eine organische Verknüpfung seiner Teildisziplinen erlaubte. Hatte August Boeckh in seinen Berliner Vorlesungen der Philologie einst vorgeworfen, sie begreife sich theoretisch unzulänglich als bloße Summierung einzelner Disziplinen, als ein Aggregat, so liegt bei Heusler durchaus eine Konzeption vor, die alle Bereiche der Germanenforschung auf einen Mittelpunkt zu orientieren erlaubt. Gesittung ist ein Terminus, der auch in Heuslers (selbstverfaßtem) Lebenslauf auftaucht. Dort spricht er von Gesittung als dem Kriterium, das den Menschen allein von seiner Mitkreatur unterscheidet:

> Zugrunde liegt bei mir aber auch der unabweisbare Drang, Ernst zu machen mit dem entwicklungsgeschichtlichen, dem zoologischen Blick auf das Menschengeschlecht. Wir sind Tiere und wollen uns nichts Höheres einbilden, nicht von Ewigkeit träumen. Allerdings Tiere mit Gesittung –, und so wollen wir sehen, wie wir

> den Mißklang zwischen Gesittung und Natur schlichten, die heilsamen und die bedrohlichen Erbeigenschaften zusammenstimmen, uns selbst und den Nächsten zunutz. Das ist mein unpathetisches Glaubensbekenntnis[2].

Es wird aus diesem «Glaubensbekenntnis» deutlich, daß Heusler mit seinem Altertumskunde-Begriff ein hohes Ziel vor Augen hatte: das eigentlich Menschliche einer Geschichtsepoche, die wir das Germanische Altertum nennen, zum Ziel wissenschaftlichen Suchens und Erkennens zu machen.

In diesem vertieften Sinne ist auch sein Terminus «altgermanisch» zu verstehen, den die Fachwissenschaft erstaunlicherweise nicht aufgegriffen hat – vermutlich deswegen, weil sie sich der konzeptionellen Bedeutung, die Heusler damit verband, nicht voll bewußt war. Altgermanisch ist für ihn kein Zeitbegriff. Unmißverständlich sagt er im Artikel «Dichtung» des *Reallexikons* (S. 440):

> Dieser Begriff ist nicht als urgermanisch zu verstehen und auf eine Periode zu beziehen, die der schärfern Sprachtrennung vorausliegt.

Positiv formuliert er in der *Altgermanischen Dichtung* (S. 8):

> Altgermanisch ist uns ein Kulturbegriff ohne Jahresgrenzen: das von Kirche und antiker Bildung nicht greifbar bestimmte Germanentum, dessen dichterische Spuren bis tief ins Mittelalter herabreichen.

Heusler hält also streng auseinander: urgermanisch, altgermanisch, gemeingermanisch. In einer seiner letzten Rezensionen (zum Sammelband *Germanische Altertumskunde,* hrsg. von H. Schneider, 1938) schreibt er in den *Göttingischen Gelehrten Anzeigen* (202 [1940], S. 18f.):

> Der Ref. unterschied in seiner Altgermanischen Dichtung die drei Größen: altgermanisch, urgermanisch, gemeingermanisch. Sie vertragen eine Artbestimmung von gradezu volkstümlicher Einfachheit; sie kommen einander nicht in die Quere – und sie drücken etwas aus, was bezeichnet sein muß; es sind notwendige Unterscheidungen. Ich habe mit dieser Dreiteilung, wenn ich recht sehe, keinen Anklang gefunden und mag hier nicht den eigenen Anwalt spielen. Der Eindruck ist mir beim Studium dieses Sammelbandes wiedergekehrt, daß jene Dreiteilung durch nichts Gleichwertiges ersetzt ist. Den Begriff *gemeingermanische Zeit* darf man als Schädling bezeichnen. Denn will man nicht Worte ihres empfundenen Inhalts entkleiden, so fordert die ‹gemeingermanische Zeit› als Gegensatz oder als Ergänzung einen Zeitraum, da das Gemeinsame in Leibesart, Sprache und Gesittung verringert war. Nun liegt es aber so, daß Eigenschaften und Kulturgüter, die jeder zum Germanentum zählt, und zwar zum gemeingermanischen, in den Zeiten nach der großen Wanderung entspringen. Man nehme nur die Heldendichtung. Von diesem einen Punkt aus wird klar, daß die drei Begriffe: urgermanisch, altgermanisch, gemeingermanisch auseinandertreten können. Zu dem Kulturgebilde, das wir ‹germanisches Altertum› nennen, gehört sehr vieles nicht = Urgermanische. Es gab keinen Zeitraum, wo alle artsetzenden Züge des Germanentums da waren und zugleich die «Spaltung oder Auflösung» noch nicht im Gange war. Darum ist das Zurückstreben zur alten Einheit eine grundsätzliche Unmöglichkeit. Das Germanentum blieb im Fluß; man vergleiche es mit einer Gebirgsfalte, die gleichzeitig sich emporwölbt und verwittert.

2 ANDREAS HEUSLER, *Kleine Schriften,* Bd. 2, Berlin 1969, S. 6.

Was sind aber die «artsetzenden Züge des Germanentums», was macht die volle Summe des «Altgermanischen» aus, was seine «Gesittung»? Die Antworten, die Heusler darauf gab, ruhen zunächst einmal auf dem festen Fundament, das seine formgeschichtlichen Arbeiten abgaben: seine Bestimmung des rhythmischen Stiles des stabreimenden Verses, seine Sicht der im Liede gipfelnden Heldendichtung (um nur zwei wesentliche Bereiche zu nennen). Eine Sammlung von Beiträgen überschrieb er 1934: *Germanentum. Vom Lebens- und Formgefühl der alten Germanen.* Die 6 Vorträge, die hier vereinigt sind, stammen aus den 1920er und 30er Jahren und belegen die vertiefte inhaltsbezogene Blickrichtung dieser Zeit. Eingeleitet wurde das Bändchen durch einen Aufsatz «Altgermanische Sittenlehre und Lebensweisheit», der bereits 8 Jahre früher in dem von Hermann Nollau herausgegebenen Sammelband *Germanische Wiedererstehung* erschienen war (die Anfänge reichen bis in das Jahr 1922 zurück, vgl. den Brief vom 10. Sept. 1922), dessen Untertitel lautete: *Ein Werk über die germanischen Grundlagen unserer Gesittung.* Heusler hat mit diesem Beitrag nicht nur zum ersten Male einen Teilbereich des germanischen Altertums erfaßt und dargestellt, er hat sich auch (zusammen mit Karl Helm, Friedrich von der Leyen, Claudius Freiherrn von Schwerin u. a.) an einem Programm beteiligt, das die «artsetzenden Züge des Germanentums» als neues Bildungsgut aufbauen wollte. Der Herausgeber Nollau formulierte:

> So wollen wir, im unerschütterten Bewußtsein von der Kraft der Seele des Deutschen Volkes, edle Werte zu schaffen, fest an eine neue aufsteigende Entwicklung glauben. Aber auch nur aus dieser eigenen Kraft der Volksseele kann ein solcher neuer Aufstieg kommen; nicht, wie manchmal in früheren Jahrhunderten, durch befruchtende Aufnahme von Bildungswerten fremder Völker, sondern nur durch das Aufleben der Kräfte, die den ursprünglichsten und ureigensten Gehalt der Seele unseres Volkes bedeuten, durch eine stärkere Betonung der germanischen Gesittung. (S. 3)

Es wäre jedoch verfehlt, Heusler voll und ganz in die Germanismus-Ideologie dieser Zeit einzuordnen. Seine Antwort war weitaus differenzierter und reservierter. Während der Versuch über Sittenlehre und Lebensweisheit im Historischen verblieb, thematisiert ein Vortrag «Von germanischer und deutscher Art» genau die Fragestellung nach einer «germanischen Wiedererstehung». Nüchtern wird hier festgestellt, daß unser germanisches Bewußtsein eine Schöpfung der deutschen Altertumswissenschaft ist, wenig über 100 Jahre alt, daß

> ein Erstarken deutschen Geisteslebens nicht eines ist mit dem Obenaufkommen der germanischen Bestandteile in unserm so zusammengesetzten Wesen (*Germanentum*, S. 88).

Der programmhaften Begeisterung für das Germanische bei Gerstenberg, Klopstock, Fouqué, Wagner, Dahn attestiert er ein Mißverstehen der germanischen Welt – und die Skepsis galt sicher auch den zeitgenössischen Versuchen. Auf einem Gebiet sah Heusler jedoch die Möglichkeit einer Wiedererstehung: im Bereich des Stils – des Prosastils und des Versstils. Der epische Stil der altisländischen Saga (der Familiensaga insbesondere) ist nach ihm von einem anderen Grundgefühl bestimmt als der lateinische Stil:

> Der Satzbau ist in hohem Grade beiordnend: er spart mit vielstöckigen Perioden, auch mit den verbindenden Gelenken. Viel Hauptsätze, oft ganz kurze, folgen einander: punktierend, staccato. Man muß sich das besinnliche Tempo und die Pausen des Erzählers dazu denken, der nicht herunterliest.
>
> Dies führt hinüber auf die zweite Seite an dieser Sprache. Die ist vielleicht das Merkwürdigste. Das Verneinende. Diese Sprache ist ganz undichterisch. Sie will sich nicht erheben über die Alltagsprosa – durch Schmuck oder Schwung.
>
> Dabei müssen wir bedenken: Island pflegte neben der Saga eine Versdichtung mit einer Fülle von Zierformen; die Sprache der Edda=, noch mehr die der Skaldendichtung gehört zu den gehobenen, schmuckreichen, prosafernen Dichtersprachen. Damit will die Saga keinen Wettbewerb. Sie hält den vollen Abstand. (*Germanentum,* S. 136)

Die Möglichkeiten dieser Erzählkunst, der «unbedingten», «reinen» Prosa, hält Heusler für vorbildhaft und für ein Erlebnis, das den in der «gesteigerten Prosa» Befangenen das «deutsche Satzgefühl» wiederfinden lassen könnte.

> Ob es heute möglich ist, in sagahafter Schlichtheit schöpferisch zu erzählen: dieser Versuch wäre Sache unsrer Künstler und Künstlerinnen. Wir Betrachter dürfen uns die Lehre der Saga schon durch den Kopf gehn lassen: die Lehre von der reinen Prosa. Sie kann unserm Stilgefühl nur gut tun. (ebd. S. 143)

Wie sehr sich das Stilgefühl an der Sagasprache entwickeln kann, dafür ist Heusler selbst das beste Beispiel. Die reine Prosa dieser Dichtgattung war ihm ein Führer zu einer Sprachkultur, die in Wortwahl, Satzgefüge und Wortstellung den Tintenstil der Gelehrten weit hinter sich ließ. Ein Einwand drängt sich nur da auf, wo Heusler dieses Sprachniveau mit «Alltagssprache» gleichsetzt[3], und damit doch die Stilisierung und Sublimierung dieses Sprachstils zu gering einschätzt.

Auch im Bereich des Verses sah Heusler altgermanisches Stilgefühl teilweise bis in die Gegenwart walten. Im Rahmen zweitaktiger Verse werden nach diesem Stilgefühl unterschiedlichste Füllungen realisiert – nicht regelmäßiger Wechsel von Hebung und Senkung ist das stiltypische Merkmal, sondern die starken Kontraste von flüchtigen und langausgehaltenen, von sinnleichten und sinnschweren Silben. Diese rhythmische Mannigfaltigkeit ist das Gegenteil von Ebnung und Glättung, sie steigert vielmehr die Abstände der Silben nach Stärke und Dauer. In diesem Prinzip der freien Versfüllung sah Heusler einen altgermanischen Formwillen walten – noch lebendig im volksmäßigen deutschen Vers, d.h. dem gereimten Viertakter mit freier Füllung. Im gleichen Jahr, in dem der 1. Band der *Deutschen Versgeschichte* erschien (1925), trug Heusler auch zu dem Sammelwerk *Grundzüge der Deutschkunde* von Hofstaetter-Panzer (Leipzig 1925) bei – mit einem Artikel «Deutsche Verskunst» (I, S. 134–162). Was in der großen Versgeschichte unter der historischen Analyse verdeckt blieb, hier wird es offenbar: der Wille, dem altgermanischen Formwillen wieder eine Zukunft zu schaffen.

[3] Vgl. dazu weiter STEFAN SONDEREGGER, *Andreas Heusler und die Sprache* (= Studien zur Geschichte der Wissenschaften in Basel XVII), Basel 1967.

> Wo den Dichtern von morgen Prosa und freie Rhythmen nicht genug tun und sie des Jambenschritts müde sind, möchten sie wohl in den deutschen Formen das rechte Ausdrucksmittel finden. Es läge in der Linie unseres deutschen Schicksals, diese Formen von heimischem Erdgeruch zu Ehren zu ziehen. Erschöpft sind ihre Möglichkeiten keineswegs. Was der junge und wieder der alte Goethe vielversprechend hingestellt hatte, hat bis zum heutigen Tage nicht den Nachwuchs erlebt, den es verdiente. Man kann die Füllung der Takte noch weiter, kühner spannen. Die Gefahr der Verkünstelung steht fern, denn das Gesetz dieses Verses ist gesund: freier Wechsel von Zeile zu Zeile, wie ihn der Inhalt gebiert, aber als bändigende Einheit der viertaktige Rahmen mit Reim; der Prosarhythmus selbstverständlich ungeknickt, aber nach Bedarf gesteigert, vergrößert. Auch auf Zwei- und Sechstakter ließe sich diese Formensprache ausdehnen.
> Für den großen Stil aber wäre der Versuch mit unserem ältesten Verse, dem stabreimenden, zu wagen. Die nordischen Eddagedichte haben eine Verdeutschung gefunden, worin, wer will, die Rhythmenlinie der Urtexte nacherlebt. Es sind nahe Verwandte der deutschen Denkmäler, des Wessobrunner Gebets, des Hildebrandlieds. Auch die üppigeren Formen der niederdeutschen Bibeldichtung kann man übertragen, treu im Geiste des Metrums, ohne zu viel Beschneiden –: man merkt, auch hier böten sich dem schöpferischen Nachbildner große Möglichkeiten. Ob und wie man die Stäbe behalten, ob man sie durch Endreim ersetzen soll, käme auf Versuche an. In jeden ungewohnten Stil, auch beim Versbau, müssen wir uns erst einleben. So sehr dies beim Stabreimverse die leitende Forschung seit hundert Jahren erschwert hat: man beobachtet immer wieder, wie bei rhythmisch Empfänglichen ein vorhandenes Gefühl diesen Formen entgegenkommt. Sache der Lehrer ist es, diese zarten Keime bei den Jungen zu stärken, das Unbewußte zur Klarheit zu heben und endlich den welschelnden Wahn zu ersticken, als sei ein Vers eine «regelmäßige Abwechslung von Hebung und Senkung»! Schon haben Vortragskünstler die Wirkung der granitenen Eddaverse an sich und ihren Hörern erprobt. Wann werden die Dichter nachfolgen?[4]

So sehr Heusler also geneigt war, dem altgermanischen Formwillen in Vers und Prosa zu neuem Leben zu verhelfen, so reserviert zeigte er sich gegenüber allen programmhaften Versuchen, altgermanische Gesittung zum aktuellen Bildungsgut zu erklären. Um dies zu verstehen, muß Heuslers Konzeption des Altgermanischen noch einen Schritt weiter verdeutlicht werden.

Heuslers Auffassung von der altgermanischen Gesittung ist durch die Werke Friedrich Nietzsches entscheidend beeinflußt worden. Er flüchtete nicht nur in bestimmten Lebenslagen zu dem Philosophen, um Trost in persönlichen Nöten zu finden, er setzte sich auch wissenschaftlich mit dessen Werk auseinander. Nietzsche stellte die Frage nach dem Ursprung unseres Gut und Böse, nach der Herkunft unserer moralischen Urteile – Heusler fragte nach der Gesittung einer früheren Kulturstufe. Beide treffen sich also (zumindest partiell) in einer gemeinsamen Intention. Mit dem Philosophen teilt Heusler die Ansicht, Sittlichkeit ist kein unveränderliches, für alle Zeiten und Menschen gültiges Gesetz, sondern eine relative, eine geschichtliche Größe – aber auch die viel folgenschwerere Erkenntnis, daß die Werturteile an soziale Ordnungen gebunden sind. Hier regt sich aber bereits Heuslers Eigenständigkeit.

4 ANDREAS HEUSLER, *Kleine Schriften,* Bd. 2, Berlin 1969, S. 410f.

Leitete Nietzsche die Werturteile aus dem Gegensatz von Oben und Unten, von Herren und Knechten ab, sprach er von einer Herrenethik und einer Sklavenethik, die sich feindlich gegenüberstehen, so findet Heusler zwar auch bestätigende Beispiele für eine altgermanische Herrenethik, nicht aber eine in Konflikt damit stehende Sklavenethik. Was Nietzsche einer sozialen Oberschicht zuschrieb, hielt Heusler für einen allgemein herrschenden Grundzug altgermanischer Gesittung. In einem weiteren Schritt traf er sich aber wieder mit Nietzsche: Die Zähmung der kriegerischen Menschheit ist die gründlichste aller Veränderungen, die der Mensch überhaupt erlebt hat, als er sich endgültig in den Bann der Gesellschaft und des Friedens eingeschlossen fand (*Germanentum,* S. 74). Suchte Nietzsche die Gründe für diese Zähmung in einem Aufstand von Unten, so war es für Heusler eher eine überlebensnotwendige Entwicklung, die von Oben ausging: Die Herren schritten gegen sich selbst ein – aus Selbsterhaltungstrieb (*Germanentum,* S. 75). Man suchte die gut- und blutverschwenderischen Fehden (auf Island) zu zügeln durch staatliche Maßnahmen, die Schaffung von Gerichten, einer gesetzgebenden Kammer, durch die Festlegung der Häuptlingsgewalt. Weitere Faktoren der Zähmung waren ökonomischer Natur: der erstarkende Handel schränkte die landwirtschaftliche Autarkie ein, schuf Abhängigkeiten.

Zu Selbständigkeit gelangte Heusler wieder da, wo es um die Anwendung dieser Moral-Genealogie auf das Germanische ging. Der Blick auf die «zähmenden» Faktoren (unter denen für Nietzsche und Heusler die staatlichen ganz oben standen) führte ihn zu einer Unterscheidung dreier Erscheinungsformen des altgermanischen Gemeinwesens:

- einer vorstaatlichen, die von der Herrenmoral geprägt war, wo Selbsthilfe, Faustrecht, ein offenes Bekenntnis zum Machtwillen herrschten. «In den von Rom beherrschten Weltteil brachte der Germane den neuen Einsatz: gegen die würgende, ausdörrende Allmacht des Staates hob er die Freiheit des Einzelnen zur Geltung» (*Germanentum,* S. 38).
- einer zwischenstaatlichen, die der isländische Freistaat repräsentiert. Mit fast staatenlosen Zuständen beginnt dieses Gemeinwesen, wächst dann vor unseren Augen in staatliche Bindungen hinein. Parallel damit geht die Einschränkung der Selbsthilfe und der Herrenethik. Die Anfänge einer Umwertung der sittlichen Werte sind nicht zu verkennen. Die Gerechtigkeit bekommt ein anderes Gesicht, wenn der Staat dahinter steht. Das Ehrgefühl muß Zugeständnisse machen. Trotzdem gilt auch auf dieser Stufe: dem Trieb der Selbsthilfe ist noch viel Raum gelassen.
- einer staatlichen, die von einer totalen Zähmung zum Staatsbürger, zum Untertan bestimmt ist. Wenn die Selbsthilfe durch die Polizei ersetzt wird, gedeiht keine Herrenethik mehr.

Für Heusler korrespondieren nun nicht nur Gesittung und die je eigene Form der Gemeinschaft, er vermag auch Dichtung als vornehmsten Ausdruck der jeweiligen Gesittung in diese Zusammenhänge einzuordnen. Heldendichtung (d.h. das alte zweiseitige Heldenlied) ist in der vorstaatlichen Gemeinschaftsordnung beheimatet, ist Ausdruck der ungebrochenen Selbsthilfemoral. Das heldische Lebensgefühl besteht in einer individualistischen Verfolgung eines

unerbittlichen Ehrgebotes, das Wagemut, Selbstbeherrschung, Hilfsbereitschaft in Rache und Treue fordert. Bindungen, die über Sippe und Gefolgschaft hinausreichen, kennt der Held nicht. Die einzige Größe, die er anerkennt, ist das persönliche Ehrgefühl. Anders die isländische Sagakunst, die bereits den beginnenden Prozeß der «Zähmung des Herrenmenschen der Selbsthilfe» dokumentiert. In der ersten Auflage der *Altgermanischen Dichtung* war die isländische Saga noch ausgeschlossen, in der 2. Auflage bildet sie (in den Kapiteln 18 – 20) ein Glanzstück Heuslerscher Darstellung altgermanischen Form- und Lebensgefühls. In der Zwischenzeit liegt die Vollendung der Konzeption des Altgermanischen, liegt vor allem der Nietzsche-Winter 1932/33, der allem Anschein nach entscheidend zu dieser Vollendung beigetragen hat. Eine Frucht dieses Nietzsche-Studiums ist der Vortrag «Die Herrenethik in der isländischen Saga» (*Germanentum,* S. 63 – 77). In Auseinandersetzung mit Nietzsches Historie der Moral wird hier die geschichtliche Position der Isländersaga bestimmt und ihr repräsentativer Wert als ethisch-dichterischer Ausdruck einer Zwischenstufe auf dem Wege zum mittelalterlich-christlichen Staatswesen beschrieben. Die Isländersaga war nun als altgermanische Dichtgattung bestimmt – und erhielt deswegen auch ihren Platz in der *Altgermanischen Dichtung*. Kernsätze seiner Saga-Charakteristik, der Ethosbestimmung dieses zwischenstaatlichen Gemeinwesens sind: es herrscht keine Ethik der Nächstenliebe, des Mitleids und der Demut, sondern der männlichen Triebe des Geltenwollens und Stolzes. Es gilt selbstverständlicher Egoismus. Reichtum wird unbefangen erstrebt und gepriesen. Zum Machtwillen wird sich offen bekannt. Den Ruhm feiert man als das höchste Gut. Die gesellschaftlichen Tugenden der Gerechtigkeit, Versöhnlichkeit, Friedensliebe ordnen sich unter dem persönlichen Ehrgebot, das sich äußert in Tapferkeit, Selbstbehauptung, Hilfsbereitschaft, großzügiger Freigebigkeit. Die Nützlichkeitstugenden: Arbeitsamkeit, Erwerbsamkeit gelten wenig neben den glänzenden Herrentugenden. Die höchste Schätzung genießt die Kriegertugend, enger: der Mut, die Beherztheit. Die darf dem anständigen Mann nicht fehlen. Kraft, Waffentüchtigkeit sind gewiß begehrte Dinge, aber sie sind Gradsache, und es schändet keinen, wenn er dem Stärkeren und dem bessern Fechter erliegt. Es schändet ihn nur, wenn er Bange hat vor dem Stärkern (*Germanentum,* S. 68 f.).

Der dritten Stufe staatlicher Erscheinungsformen, der mittelalterlichen, galt Heuslers Sympathie und Interesse nicht, ebensowenig seinen spezifisch-christlichen und westeuropäisch-orientierten Dichtungen. Wenn er den mittelalterlichen Staat als «Polizeistaat» apostrophiert und damit auf die Exekutive reduziert, ist dies zwar aus dem Gegensatz zu der Faustrechts-Ideologie der vorausgehenden Sozialformen verständlich – aber in Nietzsches Gefolge doch eine Verkennung der auch in primitiven Gemeinschaftsformen wirkenden, Recht und Ordnung erhaltenden und bejahenden Kräfte. Sicherlich leiden minderstaatliche Gesellschaften – wie z. B. der isländische Freistaat – in einem hohen Maße an Zwängen, Übergriffen und Mißbräuchen – aber darin liegt wohl nur ein gradmäßiger Unterschied zu entwickelteren Staatsformen. Wesenhafter ist der Gegensatz verordneter Obrigkeit hier, respektierter Auto-

rität dort. Auch die Isländersaga beweist, daß mit diesen Autoritäten zu rechnen ist: der sozialen Meinung, den gesellschaftlich bejahten Werten und dem Glauben an die Sanktionen übernatürlicher Mächte. Für solche Bindungen hatte Heusler keinen Blick. Die Gesittung der prästaatlichen Epochen war ihm einseitig geprägt von Individualismus und Diesseitigkeit – mit anderen Worten: von geringer Staatszähmung und fehlender religiöser Bindung. Den Übergang zum mittelalterlichen und neuzeitlichen Staat empfand Heusler als harte Notwendigkeit, die mit dem Verlust der ethischen Persönlichkeit erkauft war – ein Zurück zur Herrenethik gäbe es nicht, sie bleibe allenfalls «ein Traum aus Jugendtagen» (*Germanentum,* S. 76). Damit finden auch alle Versuche einer inhaltlichen Anknüpfung an altgermanische Gesittungswerte ihre unüberwindbare Grenze. Diese Position beschreibt Heusler nach seiner erneuten Nietzsche-Hinwendung 1932/33 mit Argumenten, die von der Interdependenz sozialer Organisation und damit verbundener Gesittungsstufe ausgehen. Es führt kein Weg zurück vom modernen Staat in die Selbsthilfegesellschaft. Gesittungswerte dieser frühen Gesellschaft in eine Sozialordnung, die die Selbsthilfe durch Polizei und Staatsanwalt ersetzt, versetzen zu wollen, wäre illusionär.

Eine gleichlautende Antwort, wenn auch mit anderen Argumenten, gab bereits ein Vortrag aus den 20er Jahren (abgedruckt in der *Zeitschrift für Deutschkunde* 39, 1926 und im Sammelband *Germanentum,* S. 79–88). Unter dem Titel «Von germanischer und deutscher Art» antwortete Heusler hier auf die Zeitbestrebungen nach einer germanischen Wiedererstehung, im weiteren Sinne auch auf die alte Frage nach den heimischen Wurzeln deutscher Art und ihrer «Artgemäßheit». Er bekundet hier nicht nur einen Unglauben gegenüber der Meinung, seelische Volksart bliebe in den Hauptzügen unverändert durch die Jahrtausende. Er bekennt sich auch zu zwei fundamentalen Annahmen, die weit von jeder zeitgenössischen völkischen Selbstbesinnung entfernt sind:

1. Der nur-geschichtliche Blick auf das Eigene, das Ursprüngliche und Originale kann das Größte entwerten – und das gerade bei uns Deutschen, die wir von den Anfängen an von reiferen und reicheren Kulturen reichlich entlehnt haben.
2. Der Versuch, das dem angestammten Wesen gemäße Heimische, Überlieferte vom Fremdgut zu trennen, verkennt das ‹zusammengesetzte Wesen› der deutschen Art, die durch das Fremde nicht zerstört, sondern gespeist und befruchtet wurde. Heusler bekennt sich zu dem Satze seines Lehrers Jacob Burckhardt: Ein wahrhaft reiches Volk wird dadurch reich, daß es von anderen vieles übernimmt und weiterbildet.

Die vorangehenden Bemerkungen wollten dartun, daß sich Andreas Heuslers Werk nicht in seiner *Deutschen Versgeschichte,* seinen Untersuchungen zur Heldendichtung und seinen Arbeiten zu den Isländersagas erschöpft, so sehr diese Bereiche auch im Vordergrund des heutigen Bewußtseins stehen mögen. Vieles mußte unerwähnt bleiben, in Erinnerung aber sollte gerufen werden, daß dieser Gelehrte ein Gesamtbild altgermanischer Kultur entwarf, daß er nach Jacob Grimm und Karl Müllenhoff der gesamten Wissenschaft vom ger-

manischen Altertum erneut gültige Gestalt zu verleihen vermochte. Was er in einer glücklichen Verbindung künstlerischer Sensibilität und intellektueller Kraft konsequent aus frühen formorientierten Arbeiten entwickelt und in späteren, dem Lebensgefühl dieser frühmittelalterlichen Kultur gewidmeten Untersuchungen vollenden konnte, hat das Germanenbild dieses Jahrhunderts entscheidend mitgeformt und die nach neuen Wegen suchende Fachwissenschaft im engeren Sinne vor eine Aufgabe gestellt, die noch der Lösung harrt – die in Teilbereichen gewonnenen neuen Einsichten in ein (hermeneutisch reflektiertes) Gesamtverständnis des Frühmittelalters einzubinden und das Heuslersche Konzept des Germanentums zu einer umfassenden Altertumskunde Mittel- und Nordeuropas weiterzuentwickeln.